

Der Aufenthalt der Candidaten der modernen Philologie im Auslande.

Endlich aber sei man ja vorsichtig gegen die oft avec un aplomb imperturbable vorgetragenen Behauptungen von Deutschen, welche einmal ein Jahr, ein halbes oder wohl gar nur ein Vierteljahr in Frankreich hineingeguckt und sich vorzugsweise des bildenden Umgangs zu erfreuen gehabt haben, welchen ihnen der Kellner ihres bescheidenen Hôtel garni bieten konnte.

Plöb.

Seit mehreren Jahrhunderten schon gehen die Vertreter der alten Philologie sowohl für ihre eigne, als für die Ausbildung der ihnen anvertrauten Jugend feste, gewiesene Wege. Mag hie und da einmal ein Pädagoge an unwichtigen Dingen zu rütteln versuchen; mag ganz einzeln auch eine tiefer gehende Frage der Discussion unterzogen werden — im Großen und Allgemeinen bietet die Gymnasialerziehung und namentlich die klassische Philologie dem draußen Stehenden das Bild eines in sich abgeschlossenen, festen Ganzen.

Anders die moderne Philologie. Ihre Vertreter sind erst im Beginne ihrer Laufbahn und kämpfen noch mit all den Schwierigkeiten, die das Auffinden und Ebnen neuer Pfade mit sich führt. Sich auf dem unendlich reichen grammatischen und literarischen Gebiete der neueren Sprachen nur erst orientiren; dann die angrenzenden Gebiete — namentlich Geschichte; dann Naturwissenschaften, National-

ökonomie, innere Einrichtung der Länder — so weit durchforschen als nöthig ist, um jenes zu beherrschen; dann einzelne fruchtbare Aecker zum besondern Bebauen auswählen; dann mit practischem Blick dasjenige aus den reichen Schätzen herausheben, was der Schule noth thut; — das sind alles Aufgaben, deren Schwierigkeit Manchen zurückschreckt, welche aber alle Diejenigen anlocken, die wissen, was es mit den Reizen eines neuen vielversprechenden Arbeitsfeldes auf sich hat; eines Arbeitsfeldes, das um so ergiebiger und einladender ist, als sich erst wenig Hände zum Einsammeln seiner Früchte gefunden haben, und als jedes weitere Vordringen auf demselben der Pädagogik und Linguistik gleich bedeutsame Ausbeute verspricht.

Es steht dem Verfasser nicht zu ein allgemeines Urtheil über den Zustand des Unterrichts in neueren Sprachen in Deutschland zu fällen. Sicher ist, daß manches hocherquickliche Zeichen frischen Strebens und erfreulichen Fortschritts gegeben wird, und daß manche schöne Einzelforschung zu Tage kommt. Und wohl manchem Collegen wird es gegangen sein, wie dem Verfasser, daß ihm nämlich oft die herzlichste Wohlthat wurde, daß ein bescheidener Oberlehrer unkundige Universitätsprofessoren, die in der alten Verachtung und den alten Vorurtheilen über neuere Sprachen groß geworden, eines Besseren belehrte.

Aber wie sieht es im Großen und Ganzen aus?

Der Professor Monnard fand seiner Zeit bei seiner bekannten amtlichen Inspection des Unterrichts in den neueren Sprachen in Secundärschulen, daß dieser Unterricht „durchaus ungenügend,“ daß die Lehrer desselben „durchaus mangelhaft“ seien. In den Protocollen der pommerschen Directorenconferenz heißt es (Päd. Archiv Bd. VII. Nr. 3 S. 202): „Wenige Lehrer sind der

französischen Sprache hinlänglich mächtig; die meisten Lehrer lernen sie erst beim Unterrichten;" und S. 215: „die Befähigung einer großen Anzahl Lehrer, solchen Unterricht (wie er erforderlich) zu ertheilen, muß bezweifelt werden.“

Vor 16 Jahren hat der Verf. mit eignen Augen gesehen, daß von der Regierung ausgesandte junge Candidaten schaarenweis verzweiflungsvoll und rathlos in der Nähe der Sorbonne umherirrten, nicht wissend, wie sie ihre Aufgabe erfüllen sollten. Alljährlich hat er Gelegenheit zu bezeugen, daß Directoren sich an einen ihm befreundeten Institutsvorsteher in England um Lehrer wenden, daß aber strebsame junge Deutsche, obwohl sie sich dort Jahre lang aufgehalten, so wenig sich des Idioms bemächtigt hatten, daß sie nach viertelstündiger Conversation als untüchtig verworfen werden mußten. Herr Barbieur in Hadamar fuhr noch vor Kurzem fort in Aufsätzen, die von Lehrern der französischen Sprache publicirt waren, Fehler wie *bientôt-bientôt* (= bald — bald) zu corrigiren. Schriften, mit dem ehrwürdigen Namen des Director Vogel auf dem Titelblatte, und mit grammatischen Bemerkungen unter dem Texte die einem Quintaner nicht neu sein sollten, finden Verleger und Käufer. Das sind einige von vielen Thatfachen und Aeußerungen, die, wenn der Verfasser hinzunimmt, was ihm liebe Freunde, Franzosen und Engländer, über die Ausbildung ihnen bekannter Lehrer der neueren Sprachen mitgetheilt, einen Schluß auf recht geringe Leistungen in denselben im Allgemeinen gerechtfertigt erscheinen lassen.

Wenn nun der Verfasser in Folgendem den Versuch machen will, einen kleinen Beitrag zur Frage über die Ausbildung der Candidaten der modernen Philologie, namentlich über ihren Aufenthalt im Auslande zu geben, so bittet er von vorne herein freundlich und dringend um

nachsichtige Beurtheilung seiner Arbeit. Freilich hat er England vielleicht ein Duzend Male, Paris, Genf, sowie überhaupt die französische Schweiz ebenfalls wiederholt besucht; hat außerdem mit einem jungen Genfer, der nur des Französischen mächtig, mehr als 5 Monate lang Italien bereist; hat unter den fremden Nationen, die er besuchte, liebe Freunde zurückgelassen, mit denen er im beständigen Verkehr geblieben ist. Doch er weiß, daß er in der Fremde wesentlich seine Aufmerksamkeit auf seine eigene innere Ausbildung zu richten hatte, daß er also niemals eigens darauf ausgehen konnte, den vorliegenden Gegenstand vielseitig zu ergründen, daß er also nur beiläufig Bemerktes, wesentlich nur an sich selbst Erfahrenes mittheilen kann. Ja er weiß nicht bloß, daß ihm nur zwei Augen zu Gebote stehen, sondern wesentlich auch, daß diese seit Jahren ungleich mehr auf die Beobachtung der innern als der äußern Welt gerichtet sind, daß er somit also nur Mangelhaftes und Unvollständiges zu bieten hat. Könnten indeß dennoch die folgenden anspruchslosen Bemerkungen dazu dienen, auf eine Frage, die nach des Verfassers Meinung noch zu wenig öffentlich besprochen, die Aufmerksamkeit zu lenken; könnten sie seine ältern und erfahreneren Kollegen veranlassen, den Gegenstand einer gewandteren und eingehenderen Behandlung zu unterziehen; könnten sie seinen jüngeren Kollegen, die ähnliche Zwecke verfolgen, diesen oder jenen nützlichen Wink geben; könnten sie seinen Mitbürgern einige Kunde darüber gewähren, wie der so häufig erbetene und gegebene Urlaub benutzt ist, so dürfte ihr Erscheinen dennoch gerechtfertigt und ihr Zweck mehr als erreicht sein.

Die Candidaten der modernen Philologie, die sich in der Fremde aufhalten, sind häufig von ihren Regierungen ausgewählt, und zu diesem Zweck mit Stipendien ausge-

rüstet. Sehen wir uns einen Augenblick nach den Grundsätzen um, die bei dieser Ausrüstung maßgebend sind, und betrachten wir die innere Befähigung, die innern Eigenschaften dieser Jünglinge.

Mit Treue Collegien besuchen, durch sorgfältiges Repetiren und Ergänzen sich mit Eifer des dargebotenen Stoffs bemächtigen; umsichtig die Mußezeit zur Weiterbildung benutzen, sei es in der Einsamkeit oder auch im Verkehr und Zusammenstudium mit befreundeten und gleichgesinnten Genossen; ernst und besonnen die Gefahren meiden, die frischen Menschen gerade durch ihre Jugend und durch ihre ungezügelte Freiheit drohen, — mit einem Worte ein fähiger, kenntnißreicher, strebsamer, tüchtiger Student, vielleicht wohl gar ein tüchtiger Lehrer sein, das setzt so überaus schätzenswerthe Gaben des Geistes und Herzens voraus, daß es wohl erklärlich, wenn einsichtige und wohlwollende Männer dieselben für genügend zu einem fruchtbaren Aufenthalte in der Fremde erachten. In der That dürfen sie keinem Candidaten der modernen Philologie fehlen, ja sie würden ausreichend sein, wenn es sich z. B. darum handelte, ein Stipendium an junge Archäologen zu vergeben. Kommt es darauf an, lateinische oder griechische Inschriften zu entziffern, den vergrabenen Schätzen des Vatican nachzugehen, Codices zu vergleichen, dem gelehrten Jesuiten-Padre Garucci auf die Finger zu klopfen, wenn er zur Unterstützung seiner Ansicht über gewisse Tempel des Alterthums den Vitruv falsch citirt — Verfasser hat dies mit wahrer Erquickung in der *adunanza* der Archäologen von deutschen Freunden in Rom erlebt — den Untersuchungen eines Cavaliere Rosa über die römische Campagna und denen eines Rossi über die Katakomben zu folgen; archäologische und philologische Schwierigkeiten, die

sich beim Funde auf dem palatinischen Hügel zeigen, zu beseitigen; das gefundene Material mit unermüdlichem, zuverlässigem Sammelfleiß zusammenzutragen und zu ordnen, — so würden zu allen diesen schätzenswerthen Thätigkeiten die Eigenschaften des tüchtigen Studenten genügen.

Ganz andere Gaben aber müssen diese Qualitäten ergänzen, wenn es sich darum handelt, sich zunächst nur Zutritt zu verschaffen zu einem Heerde, an dem eine fremde Sprache in mustergültiger Weise gesprochen wird; ganz andere Gaben ferner, den Strom der Sprache, wo er fließt, durch eigne Beiträge lebendiger und voller zu machen und in demselben alle Goldkörner, die er mit sich führt, zu erkennen und einzusammeln. Dazu gehört außerdem jene Offenheit und Frische, jener mehr durch innere Herzensgüte als durch gesellige Ausbildung erzeugte feine Tact, der so schnell den Paß zu Thüren und Herzen findet, jenes freundliche Sich-Versenken in die Auffassungs- und Anschauungsweise fremder Nationen ohne characterloses Aufgeben der eignen Nationalität; jene Geneigtheit liebevoll und freundlich zu deuten, was fremd entgegen getragen wird; jene Leichtigkeit der Umgangsformen; jene beharrliche geistige und körperliche Nüchternheit, den Lebensmanifestationen der fremden Völker nachzugehen und jener Scharfblick, dieselben im rechten Lichte aufzufassen und sie mit einander zu combiniren. Es gehört dazu Stanislas Leczinskij's „*air de probité et de franchise qui de tous les avantages extérieurs est le plus grand*,“ nach Voltaire; es gehört dazu Lord Hollands „*genial courtesy which*, nach Mac Mulay, *has its seat in the heart, and of which artificial politeness is only a faint and cold imitation*;“ es gehört dazu jenes dritten großen Menschenkenners (Göthe's)

„heitrer Sinn und reine Zwecke.“ Hat er dies Alles auch, so — — — „kommt auch er wohl eine Strecke.“ Aber das sind Gaben, die sich sehr wohl denken lassen, ohne jene anderen, die aber zum Erfolge in fremden Ländern unerläßlich sind.

Wenn nun junge Candidaten der modernen Philologie mit den erstgenannten Gaben versehen, mit den letztgenannten nicht ausgerüstet sind, so kann es wohl kommen, daß sie vollständig scheitern, trotz aller Strebbarkeit, aller Gelehrsamkeit, aller Treue und allen Eifers. Mit den besten Absichten kommen sie in einer der Weltstädte an, irren eine Weile rathlos in derselben umher, besuchen anfangs hier und da einen öffentlichen Vortrag, finden aber zu einem gebildeten Gedankenaustausch Niemand. Da dieser sich bald auf die bildende Conversation beschränkt, die sie mit dem Kellner führen, der ihnen Kaffee und Zeitung bringt, so werden sie mißmuthig, setzen sich in die Einsamkeit, lesen Göthe oder schließen sich dem traulichen Verkehr mit Landsleuten in der Fremde an, lernen wenig oder nichts und verbreiten dann in der Heimath die abenteuerlichsten Ideen über das Ausland.

Da nun so viele strebsame Jünglinge in der Fremde scheitern, so dürfte es sich der Mühe verlohnen, die wesentlichsten Ursachen dieser geringen Erfolge noch etwas genauer anzusehen.

Zunächst ist die Kenntniß, die die Candidaten mitnehmen, häufig zu gering und unvollständig.

So oft hört man von braven Handwerkern, Reisenden u., „daß sie sich kaum 14 Tage in Frankreich oder England aufgehalten, da haben sie die Sprache schon inne gehabt,“ und einzeln lassen sich noch ganz verständige Leute

durch solche Reden über den wahren Sachverhalt ganz unbegreiflich täuschen. Sie bedenken nicht, daß um eine Sprache ganz inne zu haben, es nöthig ist, **den ganzen Kreis des innern Lebens** (der Vorstellungen, Empfindungen, Bestrebungen etc.) **mit den entsprechenden Wörtern der Sprache**, dem Idiom derselben gemäß **verknüpft zu haben**; und daß nicht eine etwaige einmalige Verknüpfung zwischen Seelengebilde und Wort genügt, sondern daß dieselbe so häufig geschehen sein und so leicht erfolgen muß, daß sie das ruhige Ablaufen der Gedankenreihe nicht stört.

Also der ganze Kreis des innern Lebens. Der Handwerksgefell lernt in einem Monat die Geräthe und Thätigkeiten kennen, die in seinem Berufe vorkommen, aber nicht mehr; der Kellner die Namen der Speisen und Getränke, die ein anständiger Reisender zu fordern pflegt, aber nicht mehr; das Dienstmädchen die Wörter, für die täglich im Hause nöthigen Arbeiten, aber nicht mehr. Man kann nach Jahren von einem solchen Kellner erleben, daß er vornehme englische Gäste, die er nicht unten am Tische sitzen lassen mag, freundlich dringend ersucht, doch weiter up stairs zu gehen, und daß Handwerksgefelln noch nach Jahren kaum eine andere Unterhaltung zu führen wissen, als über Gegenstände ihres Berufs und ihrer etwaigen Vergnügen.

In Rom ging der Verfasser während eines Vierteljahrs einmal wöchentlich in die Gesellschaft der Archäologen. Das Italienisch, das er dort hörte, dehnte sich über so wenig Gebiete aus (Erklärung von Inschriften, Statuen, Gemälde auf Vasen, Beurtheilung und Einordnung dieses oder jenes neuen Fundes); erforderte so wenig Aus-

drücke und Wendungen, daß derjenige, der desselben nicht mächtig war, es in sehr kurzer Zeit hätte lernen können.

Anders während eines 14tägigen Aufenthalts auf einem Gute unter der englischen Gentry in Yorkshire. Der indische Aufstand war ausgebrochen und hatte so eben die bekannten Reden von Palmerston und Disraeli veranlaßt. Lewes' Buch über Göthe war kurz vorher bekannt geworden; Spurgeon hatte so eben begonnen die Grundlage seines Aufses zu legen, und in den Surrey gardens seine bekannte Predigt über Jer. VIII., 6 gehalten; man machte scrupulös alle jene durch Washington Irving in Deutschland bekannten Weihnachts- und Neujahrsgebräuche durch; da gab es speechifying und alte schottische Tänze; man betrachtete und commentirte gemeinschaftlich die Bildermappen, die die aus Italien heimgeführten Kunstschätze enthielten; man war auf classischem Boden „between Sheffield and the pleasant town of Doncaster“ *) und da man die angebliche Burg Athelstanes zu Pferde erreichen konnte, wurde dieselbe besucht und die alten Reminiscenzen aus dem Ivanhoe wieder erweckt; die Fabrik von Sims & Comp. in Ipswich hatte eine wesentliche Verbesserung am Pfluge eingeführt. Derartige Gegenstände und tausend andere wurden besprochen und theilweise recht eingehend besprochen, foxhunting, alles jenen gewöhnlichen small-talks, der funny things am Herde nicht zu gedenken, so daß in der That ein recht vielseitiger Vocabelschatz erforderlich war, um den Unterhaltungen zu folgen und sie zu beleben.

Wie groß der Wörterschatz eines gebildeten Mannes sein muß, um Unterhaltungen in gebildeter Gesellschaft führen

*) Beginn von W. Scott's Ivanhoe.

zu können, dürfte sehr, sehr schwer annähernd zu bestimmen sein. Max Müller soll ihn auf circa 3000 Wörter angeschlagen haben. Für das, was eine nicht allzuberebte Herrin mit ihren Dienstmädchen, ein Meister mit seinen Gesellen, ein Kellner mit seinen Gästen braucht, dürfte $\frac{1}{10}$ dieses Schatzes genügen.

Selbstverständlich kommt dann für eine gebildete Gesellschaft noch alles das hinzu, wodurch eine feinere Unterhaltung ihren Schmuck, ihr Salz, ihre Würze gewinnt. Davon kann aber hier noch nicht weiter die Rede sein.

Wesentlich ist, daß die Candidaten der modernen Philologie vor ihrer Abreise im Allgemeinen diesem Schatz nicht die genügende Würdigung zuwenden.

Alle Achtung vor den Forschungen jener Diez, Mähner, La Faye, Latham, Crabbe und wie jene Grammatiker, Synonymologen und Aesthetiker alle heißen mögen. Keinem Lehrer der neuern Sprachen kann das eingehendste Studium dieser Werke erspart werden. Aber um jenes volle Leben zu würdigen, wofür doch die höhere Bürgerschule die Schüler erziehen soll, ist eine Berücksichtigung jenes Wörterschatzes und leichte Handhabung desselben nicht minder dringend zu empfehlen. Die Aneignung desselben ist nicht geistbildend, das ist wahr; aber er ist zunächst das unumgängliche Mittel, um alle Verbindungen für ihn anzuknüpfen, um ihn in das reiche volle Leben einzuführen. Er kann das Centrum bilden, an welches die weiteren Sprachentwicklungen anschließen können, und helfen alle jene weiteren höchsten geistigen Prozesse einzuleiten, welche zu vermitteln die Sprache die Aufgabe hat.

Ist er im Besitz desselben, dann wird er sich jene unangenehme Situationen sparen, wo „he looks stupid“ oder

wo er den frischen Fluß der Unterhaltung durch sein ewiges „was bedeutet?“ — „sagt man englisch so?“ „sagt man französisch so?“ — durch sein „plait-il“ stören muß. Wie sehr dies der Tod der Unterhaltung sein muß, wird auch Laien begreiflich sein, wenn sie sich eine solche Situation durch Deutsch lernende Fremde in einen heimatlichen Salon verpflanzt denken. Wie unendlich anregend dagegen jenes „saisir au vol,“ „saisir au passage ist,“ wie unaussprechlich wohlthuend und das ganze Wesen durchdringend es ist, das Instrument der fremden Sprache mit Gewandtheit spielen zu hören und es selbst unter Meistern wenigstens begleitend mitspielen zu können — das ist ein Gefühl, das erfahren sein will; — das man aber nur vorbereitet, wenn man sich nicht scheut sich auch zum Herrn des hier besprochenen an sich minder bildenden Gebietes zu machen.

Ein ferneres Hinderniß an der Erreichung bedeutender oder auch nur nennenswerther Resultate ist, daß die Candidaten der modernen Philologie die **Kosten** ihres Aufenthalts zu gering anschlagen.

Auf deutschen Universitäten, namentlich auf den kleineren unter denselben mag ein Student mit 300 bis 400 fl jährlich vortrefflich seinen Zweck erreichen: einen Aufenthalt in der Fremde sollte der Candidat der modernen Philologie nicht ohne die dreifache Summe unternehmen. Klar dürfte dies sogleich werden, wenn man sich die Frage vorlegt, was ein französischer oder englischer Student mit solchen Geldmitteln in einer deutschen Stadt erreichen würde. Ob seine Toilette unter seinen Kameraden in Deutschland etwas weniger sorgfältig; ob der Rock abgetragen und die Cravatte nicht mehr neu, wenn er seine Hefte repetirt — was schadet es? Seine Bekannten sollen ihn schon

achten, wenn er innerlich tüchtig. Und wenn er in einer Restauration geringeren Grades, und wäre es mit Fuhrleuten und Tagelöhnern, dann und wann seinen Mittagstisch nehmen muß — warum nicht? Im Gegentheil; macht doch Hippel einmal im Gegensatz zu den landläufigen materialistischen Ansichten der Jetztzeit die Bemerkung, daß er um so mehr geistig zu leisten im Stande war, je ärmllicher er seinen Leib hielt; und hat sich doch Newton bei seinen scharfsinnigsten Untersuchungen nur mit ein wenig Zwieback ernährt.

Wie ganz anders aber, wenn Jemand nur vorübergehend in einem fremden Lande, namentlich in einem Lande, wo so viel auf's Aeußere gegeben wird, sich aufhalten kann, wo ihm nicht lange Zeit gegeben werden wird, daß seine innere Tüchtigkeit sich Bahn breche. Da leuchtet es in's Auge, wie sehr auch er dies thun muß, um zunächst nur in solchen Gesellschaftskreisen, die auf sprachlichem Gebiete Autorität sind, Eingang zu finden und sich nicht durch seine Erscheinung den Weg zu versperren *).

Wollen wir den französischen Landmann, der mit uns im Dampfschiffe die Saone hinauffährt kennen lernen, so müssen wir sein Mahl mit ihm theilen und nicht zaudern, wenn er uns einladet à boire bouteille ensemble; auch dann nicht, wenn er Vergnügen findet eine Flasche mehr als nöthig zu trinken. Wollen wir den Müller und Pächter auf dem Markte in Salisbury etwas genauer beurtheilen, so müssen wir, wie er brandy und water aus jenen großen

*) Um nur ein Beispiel anzuführen hatte der Verfasser sich einst vor einer Reise nach England ganz neu equipirt. Als er, angekommen, beim ersten Ausfluge von seinen Wirthen Abschied nahm, gab ihm die liebe Hausfrau scherzend den verständlichen Wink mit auf den Weg: Much pleasure! — And buy another hat!

Gläsern mit ihm genießen. So schließen wir uns den Genfer Studenten an in ihren Ausflügen nach Zofingen und dem Pariser bei seinen Sonntags- und Sonnabends-Wanderungen nach Versailles. Das ist aber Alles mit Ausgaben und manchmal mit nicht geringen Ausgaben verknüpft.

Ganz besonders empfindlich aber wird das Budget belastet, wenn der Candidat der modernen Philologie sich in jenen großen Weltstädten aufhält, in denen das Leben der Nationen reicher pulst, und in denen die charakteristischen Züge derselben schlagender hervortreten. Freilich, vieles sieht man auch ohne Geld. Manche Gerichtssitzung im Palais de Justice in Paris, in Lincoln's-Inn, in Bowstreet und all den bekannten Courts in London, die geistlichen Vorträge in den Kirchen, die Vorlesungen in der Sorbonne, manche instructive Volksscene ist öffentlich. Will man sich aber etwas weiter unter's Volk begeben, will man genauer ihre Sitten und ihre Anschauungsweisen kennen lernen, so ist das gleich mit Kosten, manchmal mit großen Kosten verknüpft.

Es soll noch gar nicht einmal von jenen Frühstücksz aux Frères provençaux, von den Diners bei Bachette gesprochen werden, wiewohl sich dort manch interessanter Blick in das Leben einer gewissen Volksklasse thun läßt, wiewohl sich dort mancher interessante Theilnehmer für die Excursionen im Louvre u. s. w. findet. Es ist noch gar nicht von jenen interessanten Scenen in den Refreshment-rooms in der Nähe der Bank von England die Rede, wo die Vertreter des Handels sich entfalten *). Es giebt

*) Der Verfasser, der die Gewohnheit hat, sich auf seinen Reisen leicht und harmlos anzuschließen und dadurch manche liebe und werthvolle

so manches unmittelbar Nützliche und doch recht kostspielige.

Erwähnen wir beispielsweise nur der Theater, die der Candidat der modernen Philologie kennen zu lernen nicht versäumen darf; dazu die Vorlesungen mit ähnlichem Zweck. Sie sind sehr instructiv aber auch sehr kostspielig. Denn, übersehe man nicht, wenn Dickens in St. Martins Hall seinen Christmas-Carol vorliest; wenn Mrs. Siddons geb. Fanny Kemble im Salle Herz ihren Cycclus Shakespeare-Dramen vorträgt, wenn Mademoiselle Rachel die Phädra, Mademoiselle Brohan die Celimene, und Mrs. Kean die Catherine interpretirt, wenn die Beauvallet, die Frédéric le Maître, die Le Vassor, die Kean 2c. auf der Bühne sind, dann genügt es nicht mit dabei zu sein, aus einem fernen Winkel, aus einer Ecke die Sache anzusehen. Er muß möglichst in ihrer Nähe sein. — Ein Blick, ein Gestus, eine Nuancirung der Stimme, welche Manifestation psychischer Erregung es auch sei — ein Moment enthüllt ihm da manchmal mehr, als 10,000 Worte des besten Redners. So wird also der Pädagoge, der seine Kunst auf die Psychologie als Wissenschaft baut, der Philologe, der dereinst einmal dieselben Stücke und Charactere erläutern soll, er wird sich gute, der Bühne nahe aber theure Sitze kaufen, obwohl ihm dadurch sein Budget wesentlich anschwillt.

dauernde Verbindung gewonnen, kann nicht unterlassen, seinen jüngeren Collegen anzurathen speciell besondere Vorsicht betreffs der Bekanntschaften zu zeigen, die sie etwa in den kleinen Restaurationen in der Nähe des British Museum machen könnten. In den Zeiten, als d. B. noch sehr grün war, hat er dieselben sehr theuer bezahlt und weiß Ähnliches von Andern. Er muß glauben, daß sich dort eine Klasse von Industrierittern aufhält, die geradezu und mit Erfolg auf junge green foreigners fahndet.

Jener Opern in Covent-garden, in der man Mademoiselle Adeline Patti, Lablache, Lamberlic und andere Celebritäten auf einmal hört; der „Italiens“ in Paris, wo die Gräfin Rossi geb. Sonntag vor jenem brillanten Logenpublikum auftrat und so überaus Charmant mit ihm zu kofettiren wußte; jener interessanten und belehrenden Schauspieler-Zusammenkünfte in diesem und jenem Local nach vollendeter Darstellung und tausend anderer Dinge haben wir noch nicht erwähnt. Kann der Candidat der modernen Philologie auch daran sich theilnehmen, überhaupt an we do in Rome, as they do in Rome, brauchen wir nicht vor der Ausgabe einiger Thaler zurückzuschrecken, dann wird es uns nicht schwer Verbindungen anzuknüpfen. Aber freilich! Das müssen wir vorher wissen — mit einem solchen Sinne wird unser Budget viel fühlbarer belastet, als wenn wir auf einer kleinen deutschen Universität auf unserer Dachkammer Theologie, Jurisprudenz oder classische Philologie treiben.

Ein weiteres wesentliches Hinderniß günstigen Erfolges für die Candidaten der modernen Philologie ist der Mangel an Verbindungen gerade unter dem Lehrerstand verschiedener Länder. Kaufleute haben Geschäftsverbindungen und sind dadurch unter einander in den verschiedensten Ländern von selbst eingeführt; Geld und Namen sind Mächte, die sich ohne weitere Introduction allenthalben von selbst finden und anziehen; aber wer führt den jungen Philologen in Verbindungen ein, die ihm nützen?

Hier dürfte sich ein weites Feld zur Anbahnung von etwaigen Cartels zwischen Pädagogen Englands, Frankreichs und Deutschlands zeigen. Associationen machen die Männer des Geldes, der Religion, der Arbeit so

mächtig; wie geht es zu, daß die Pädagogen in dieser Hinsicht noch so sehr zurück sind?

Der Verfasser hat mit vielem Nutzen Volkslehrer, Gymnasiallehrer, Reallehrer in Holland, in Eton, London, auf englischen Dörfern, in Brüssel, Gent, Paris, Genf, überhaupt in der Schweiz, ja in Rom und Ischia besucht; fast ohne Ausnahme regt sich in ihnen das Bedürfnis, einmal fremde Länder zu sehen. Also Wünsche und Bedürfnisse in Deutschland, Wünsche und Bedürfnisse in der Fremde; es kommt nur darauf an, diese Endglieder zu einer Kette zu verbinden *).

Immer ist es dem Verfasser eine Freude, zur Sommerzeit in den Zeitungen Notizen zu sehen, wo Lehrer aus Frankreich oder England „während ihrer Ferien bei einem deutschen Lehrer Aufnahme suchen“ und zum Unterrichten erbötig sind. Um den Aufschwung solcher Wanderungen zu heben, überhaupt um die Verbindung

*) Vielleicht ließen sich die Prediger in diese Cartels mit aufnehmen, da sie ebenfalls durchweg nicht reich an Mitteln sind, und da sie, namentlich die französischen, englischen und amerikanischen ähnliche Bedürfnisse wie die Pädagogen haben. Die deutsche Theologie dürfte in Frankreich, in England, in einem Theile der Schweiz ebenso sehr bekannt und verehrt werden, als im Vaterlande. In Genf, in Surrey, in Yorkshire, bei Land- und Stadtgeistlichen, hat der Verfasser Schriften von Dörner, Tholuck, Hengstenberg u. gesehen, wie sie der Zahl nach in Deutschland bei Landgeistlichen sich selten finden dürften. Er weiß, daß Manche Vermögen gehabt hatten zu regelrechten Studien in Deutschland, daß Manche aber auch, und nicht die Schlimmsten unter ihnen, Jahre lang auf einen kurzen Aufenthalt in Deutschland sparen und eben so unerfahren, hilflos und strebsam zu uns kommen, wie die Candidaten der modernen Philologie in die Fremde gehen. Noch im letzten Sommer z. B. wohnte der Verfasser eine kurze Zeit in einem reizend gelegenen Dörfchen Marple ungefähr eine Stunde per Eisenbahn von Manchester. Er lernte hier das Landvolk, namentlich einen überaus lebenswürdigen Geistlichen kennen, der in dieser Lage war.

der Lehrer in verschiedenen Nationen zu fördern, dürften für practische Männer im Lehrstande noch manche Lorbeern zu erringen sein.

Haben wir den Candidaten der modernen Philologie bis jetzt wesentlich von der Seite betrachtet, wie er sich bestrebt, in den Strom der lebendig gesprochenen Rede hinein zu kommen, und das in derselben verborgene Gold aufzufinden, so fügen wir dieser jetzt noch eine andere, nicht minder wichtige, hinzu.

Der Candidat der modernen Philologie ist nicht bloß Philologe, er ist auch Erzieher und wissenschaftlicher Erzieher. Als einem Solchen muß ihm darauf ankommen, das fremde Volk in seinen innersten Eigenschaften, in seinem innersten Leben zu erfassen, sich in dasselbe hinein zu versetzen und aus diesen Grundeigenthümlichkeiten sein Wesen zu construiren.

Für die Lösung seiner beiden Aufgaben ist freilich nöthig, daß er viel mit dem Volke verkehre. Doch erscheint es räthlich, dieselbe von der letztgenannten Seite besonders anzusehen, da mancher Candidat ganz in seiner linguistischen Arbeit aufgeht. Als wissenschaftlicher Psychologe hat er nämlich unter den Fremden Gelegenheit zu reicher Ausbeute und gelingt es ihm, diese zu machen, so kann er als praktischer Pädagoge wesentlich zur Beantwortung der ungemein schwierigen Frage helfen, ob sich aus dem Wesen der Ausländer durch die Erziehung irgend etwas auf die eigene Nation übertragen lasse, und was zu übertragen räthlich sei. Für diese ungemein schwierige Aufgabe nun erwächst dem Candidaten der modernen Philologie ein besonderes Hinderniß aus seiner Eigenschaft als Deutscher.

Zunächst aus seinem Naturell; aus seinem Nationalcharacter.

Die Engländer sind im Allgemeinen als Leute bekannt, die sich nicht in andere Nationen versetzen können, die dies aber auch nicht wollen. John Bull reißt in den Alpen mit seinem Theetopf; in Australien mit seinem Cricket-bat; in Indien geht er mit seiner Flinte zum snipe-shooting, in Rom setzt er von sieben Tagen zwei für foxhunting, einen zum Beten und alle Tage nur zwei Stunden zum oberflächlichen Sehen der Stadt an. Der berühmteste Geschichtschreiber unsrer Gegenwart — so nennt Gregorovius den Macaulay am Ende seiner „Grabmäler der Päpste“ — der es wie kein Anderer versteht, parlamentarische und politische Größen Englands zu zeichnen und zu wägen, hat, als es sich darum handelte, einen Deutschen zu skizziren, Mißgriffe gemacht hat, so grob, daß sie sich nicht füglich durch eine Mangelhaftigkeit der intellectuellen Kräfte im Menschen erklären lassen, und daß die sie abwehrende Entrüstung Häußers *) vollständig gerechtfertigt erscheint.

Ähnlich mit den Franzosen. Auch ihnen müssen gewisse charakteristische Eigenschaften fremder Völker verschlossen bleiben, weil sie sie nicht vollständig innerlich nachbilden können und nur selten Interesse genug haben, es zu wollen. Ein Rüdiger, eine Leonore, ein Faust, ein Kent, ein Hamlet werden bei ihnen keine volle Würdigung finden. Herr Blaze hat den Faust mit einer Liebe, einem Geschick, einer Treue überseht, und eine Vorrede dazu geschrieben, daß es eine Freude ist. Doch hat auch

*) In einem der ersten Hefte von Schbels historischer Zeitschrift in seinem Aufsatz über Friedrich den Großen.

er einzelnes Wesentliche nicht getroffen. Jedermann weiß, daß Wilh. v. Humboldt der Madame Staël das Zeugniß giebt, sie habe deutschen Geist gekannt und geehrt; daß er aber auch hinzugefügt, oft habe sie sich der französischen Anschauung nicht entäußern können. Guizot's Cromwell dürfte so weit unter dem Carlyl'schen, wie Macaulay's Friedrich der Große unter dem Häußers stehen.

Dem Deutschen kann nun nicht der redliche Wille zur Erreichung dieser Aufgabe abgesprochen werden, und damit hat er vor jenen Nationen allerdings Wesentliches voraus. Andererseits steht ihm aber eine gewisse Innerlichkeit und Subjectivität, eine Schwerfälligkeit entgegen, wie wir sie z. B. bei den Franzosen nicht finden. Er kann nicht aus sich heraus und kann ferner stehende psychische Qualitäten nur mit Mühe nachbilden. Würdigt der Franzose unsre Tiefe, unsern Ernst, unsere Zuverlässigkeit nicht, so werden wir seiner Grazie, seiner Leichtigkeit, seiner Schlagfertigkeit, Klarheit und Raschheit nicht gerecht. Faßt er unsere Leonore, unsern Rüdiger, unsern Faust nicht, so geht uns das volle Verständniß für seine Celimene und seine Gräfin d'Autreval ab. Er hat längst gehandelt, vielleicht dumm gehandelt, während wir uns noch auf's Handeln besinnen; aber wir besinnen uns leider auch noch, wenn er die Dummheiten bereits redressirte. Wir sind zu sehr geneigt, die Mühe sorgfältigen Beobachtens, langsamen An sammelns von That sachen durch philosophisches Systematisiren und nebelhaftes Grübeln ersetzen zu wollen; ja, den dadurch gebildeten Urtheilen legen wir manchmal den Werth ganz besonderer Leistung bei. Thun wir diese Hindernisse zusammen, so möchte im Ganzen der Deutsche in seiner Beurtheilung fremder Nationalitäten eben so leicht und eben so sehr fehl gehen, als der Franzose und Eng-

länder. Es ist die Frage, ob unser hochhehrwürdiger Schlosser die Belagerung Genua's, den Character Massena's und den „windigen“ St. Beuve richtiger gewürdigt als die angezogenen Charactere von Macaulay und Guizot gewürdigt sind. Klug ist also, wenn der Candidat wegen dieser seiner National-Eigenschaften auf seiner Hut ist und die ihm dadurch entstehende Hindernisse lieber zu groß als zu gering ansieht.

Erwächst nun dem Deutschen schon eine Schwierigkeit aus seinem Naturell, so erwächst ihm eine weitere aus seiner politischen Stellung anderen großen Nationen gegenüber.

Wer viel Gelegenheit gehabt hat, in der Fremde mit verschiedenen Nationen zu verkehren, weiß, daß alle Angehörige großer Völker, Russen, Amerikaner, Engländer, Franzosen immer kräftig von Nationalgefühl getragen werden. Dies Gefühl liegt der Bewußtseinschwelle immerfort so nahe, daß man kaum zu einem etwas herzlichen Austausch mit ihnen kommen kann, ohne daß Einem irgend ein Beweis dieses Zuges entgegen gebracht wird. Der bescheidene englische Architect, mit dem wir uns in Venedig nur auf einige Tage zusammen gethan haben, erzählt uns bald doch mit großer Genugthuung, daß die italienischen Behörden ihm in Turin haben Satisfaction geben müssen, als er vor einigen Wochen gesetzwidrig behandelt wurde, und er erinnert uns beiläufig an die aus dem Ministerium Borries gekommenen, auch in Deutschland gültigen Erlasse, betreffend Reise-Erleichterung für die Engländer. Ein Amerikaner und ein Russe nehmen auf der Eisenbahn und im Theater die besten Plätze ausdrücklich „zu Ehren ihrer Nation;“ ja sie gerathen in sehr ernstern Wortwechsel, als der Amerikaner in der Darlegung dessen, was

er „für die Ehre seiner Nation“ bei einer etwaigen Anwesenheit in Petersburg zu thun für Pflicht halten würde, mit den Ansichten des Russen zusammenstößt.

Solchem Nationalgefühl hat der Deutsche Nichts entgegen zu setzen. Nur zu oft muß er Zeuge sein, daß das Berklüftete, Berspaltene und Verfahrene seiner Nation zum Gegenstande einer Erörterung wird, die auch für das Individuum zu leicht etwas Verlegendes und Kränkendes annimmt. Man muß dies an seiner Person erfahren haben, man muß von den Pfeilen des Spotts und der Neckerei getroffen sein, um zu wissen, wie brennend sie verwunden, und wie leicht man bei der Schmälerung des innern Werthes der Nation geneigt ist, eine Schmälerung des Werths des Individuums zu finden, und in einen verschlossenen, gereizten, mürrischen Ton zu verfallen; in einen Grundton, der eine harmlose, unbefangene Beobachtung erschwert, der hartnäckig und eigensinnig auf seiner Anschauungsweise bestehen, und die voreingenommenen Fremden durch Trotz davon überzeugen will. Nur wenn man die Eigenthümlichkeit des Nationalcharacters und diese Eigenthümlichkeit der Stellung der Nation zusammen addirt, kann man die Urtheile erklären, die sich fremde Völker über uns bilden. Wir gelten ihnen für treu, human, gerecht, wohlwollend, von gutem Herzen. Wenn wir ihnen nicht immer Geist haben, wir haben immer Interesse und unsere Gesellschaft regt sie an. Aber man findet uns auch nur zu oft sonderbar, hartnäckig, eigensinnig und fast immer schwerfällig.

Freilich, die letztgenannten Schwierigkeiten sind durch die Errungenschaften des letzten Jahres gehoben. Man wird draußen bald anfangen, und fängt schon jetzt an, uns als Nation zu achten, wo man bis jetzt nur das Individuum achtete. Aber doch wird es wohl eine Weile

dauern, ehe die Erziehung uns von vorne herein, erblich das sichere Gefühl, den aplomb, andern Nationen gegenüber giebt, den diese uns gegenüber lange haben.

Wie soll sich nun der Candidat der modernen Philologie benehmen, wenn er weiß, daß solche Schwierigkeiten seiner warten?

Zunächst wird er wohlthun sich den Gedanken gegenwärtig zu halten, daß er Gast im fremden Lande, daß er also auch vor allen Dingen sich als Gast zu fühlen und zu benehmen hat, dessen erste Pflicht ist, die Gebräuche und Sitten seiner Wirthes nur einmal zu verstehen. Er darf nicht vergessen, daß er verhältnißmäßig sehr, sehr wenig bringt und dafür sehr, sehr viel verlangt, wenn er am Herde fremder Nationen Zutritt will. Ruft er sich aus Luthers Katechismus das „Alles zum Besten lehren“ und Göthes „heutren Sinn und reine Zwecke“ ins Gedächtniß, so hat er gewiß einen guten Ausgangspunkt. Niemand verlangt in Frankreich von ihm, daß er dem Grisetten- und Lorettenthume und der moralischen Fäulniß, wo sie sich zeigt, mit bloß theoretischem Interesse zusehe und seine moralischen Gefühle zurückhalte. Aber wenn jenes Berangersche Lied, das man soeben in der Gesellschaft vorträgt, nicht so innig, so warm, so tief ist, wie Mendelssohnsche und Schubertsche Compositionen, die er zu Hause hörte, — nun wohl, Grazie, Naivität, Leichtigkeit, Gefälligkeit sind auch lobenswerthe Eigenschaften, und statt über den Mangel der erstern die Nase zu rümpfen, thut er in der Fremde besser, die Quelle der letztern aufzusuchen. Kein Engländer verlangt von ihm, daß er rohe Auswüchse englischer Nationalität, zeigen sie sich auf Schiffsverwerften oder in Schulen, nicht beim rechten Namen nenne. Aber wenn er in der Gesellschaft etwas Reservirtes, Ver-

schloss'nes, Kaltes, nicht das Mittheilsame, Herzliche, Lebenswarme, Ueberströmende der Heimath findet, die jede Haushaltung zur Vertrauten der andern macht — — so überlege er, statt über den Mangel den Stab zu brechen, ob nicht auch dieser mit äußerst schätzenswerthen Character-eigenschaften der Nation zusammenhänge.

Man wird ihm freundlich deuten, wenn er seine Nationalität gegenüber der fremden warm und kräftig vertheidigt, wenn er Uebergriffe verständlich zurückweist; wenn er einem „So was habt Ihr nicht,“ ein „Wissen Sie das so sicher?“ oder ein entschiedenes „Dafür haben wir aber“ entgegensezt. Aber freilich ist gerade hier eine empfindliche Seite der Nationen und viel kommt auf des Fremden Weise an. Gerade hier liegt die Aufgabe, zwischen characterlosem Aufgeben der eigenen Nationalität und feinem hingebenden tactvollen Versenken in die Offenbarungen fremder Nationen die rechte Mitte zu finden. Gerade hier kann er empfindlich verlegen, nutzlos viel verderben und bei richtiger Behandlung große Erfolge erringen, und nur jene in der Einleitung besprochenen Eigenschaften werden ihn sicher durch die seiner harrenden Klippen hindurch führen. Gelingt es ihm, so werden sich wunderbar reiche und eigenthümliche Schätze vor ihm entfalten. Zu häufig wird er in Dingen, die ihn anfänglich unangenehm berühren, nur den Ausfluß einer bedeutungsvollen, mit großen Eigenschaften zusammenhängenden Nationaleigenthümlichkeit sehen *). Zu häufig wird er staunen, wo er anfangs krit-

*) Was ihm z. B. in der Genfer Aristokratie anfänglich als abgemessene Kälte, als hochmüthiger Dünkel erschien, ja was ihm als engherziger Geiz verschrien ist, findet er bei genauerer Betrachtung als jene wohlberechtigte Lebensklugheit reicher Leute, die nach besonnener Prüfung, aber freilich auch nur erst dann, mit edler Wärme, gemein rücksichtsvoller Feinheit, fürstliche Freigebigkeit verbindet. Was

telte, niemals aber sich zu jenem tactlosen Benehmen verleiten lassen, — (von dem seine Landsleute leider nicht immer frei geblieben sind) — öffentlich mit räsonnirender Malice von Scenen zu reden, deren Zeuge gewesen zu sein ihn mit Dankbarkeit erfüllen sollte.

Hat nun der Candidat der modernen Philologie in allen genannten Dingen keine Schwierigkeiten; ist er gehörig vorbereitet, hat er die nöthigen Mittel und Verbindungen, hat er die Eigenschaften des Geistes und Herzens, die ihm seinen Aufenthalt fördern, so kann er allerdings in kurzer Zeit sich denselben in vieler Hinsicht im höchsten Grade instructiv machen; ja er ist durch seine ganze innere und äußere Verfassung gegen viele Leute, die sich in der Fremde aufhalten, sehr bevorzugt. Da der Verfasser während einer fünfmonatlichen Reise in Italien die Aufgabe hatte „*de voyager comme gentleman de première classe*“ sans „*trancher du grand Seigneur russe*,“ so ist er im Stande zum Schluß dieser allgemeinen Bemerkungen noch einen Blick auf die Lage der Candidaten der modernen Philologie im Vergleich zu Andern, die sich in der Fremde aufhalten, zu werfen, die ähnliche Zwecke, wie er, verfolgen.

Einige von diesen sind so bequem, so gleichgültig, daß

neun Zehntel der Fremden den römischen Adelsfamilien als dummstolze Abgeschlossenheit auslegt, die selbst ein Mendelssohn-Bartholdy theils gar nicht, theils nur mit Mühe habe durchdringen können (siehe dessen italienische Briefe), die nicht zeigen möge wie weit sie hinter dem Zeitalter zurückgeblieben, findet er bei genauerer Betrachtung als vollständig berechnete Ansprüche auf den Genuß eines Familienlebens, das sich nicht zum beständigen Sklaven und Dienstmann der dort aus der ganzen Welt zusammenströmenden Fremden machen will. Was ihm in Spurgeons Reden als hanswurstartiges Gebahren verschrien war, ist er geneigt als ein gerade für diese Zuhörer nothwendiges drastisches Verstärkungsmittel anzusehen u.

vielleicht gar nicht ihre Heimath verlassen hätten, wenn nicht zum guten Tone gehörte, und wenn nicht die Veränderung den apathischen Sinnen eine ganz angenehme Aufstachelung gäbe. Sie gehen in fremde Länder „for a change,“ wie der englische Modeausdruck ist. Sie sind meist reich und vornehm, können in die ersten Hôtels einkehren, lassen sich von Kellnern und Führern umspringen, haben jede Art von Bequemlichkeit, aber ihre Ausbeute ist kläglich.

Morleys Hôtel am Trafalgar-Square in London bietet dieselben Comforts, wie das Hôtel d'Italie am Arno in Florenz; das Hôtel de l'Europe nahe der Contrescarpe in Bremen ist dem gleichnamigen an der Rhone in Genf so ähnlich, wie das Hôtel de Russie auf Santa Lucia in Neapel dem gleichnamigen am Stau in Oldenburg. Der beste Restaurant in Florenz, nahe beim Dome giebt als Sechsfranken-Diner mindestens 10 Gerichte und um den Appetit zu reizen zwei Vorspeisen vor der Suppe, und beim allerbesten hat man seine 4 ^{1/2} preussisch für ein Diner veressen, ohne daß man weiß wie. Déjeuners sind nirgend auf der Welt besser als bei Tortoni und den Frères provençaux auf dem Boulevards des Italiens, und Lobster-Salat wird nirgends auf der Welt so gut bereitet, als in Regent-Street. Die Austern des Fusaro-Sees in der Nähe von Bajä bilden, wenn man Capriwein, Citronen und Brod mitgebracht hat, ein köstliches Frühstück &c. Wahrheiten von diesem und ähnlichem Werthe dürften die Haupterrungenschaften der Reisenden dieser Classe sein.

Sie zählen indeß kaum mit und der Candidat der modernen Philologie ist mit ihnen nur der Folie wegen zusammenzustellen.

Viele von diesen reichen Leuten sind indeß nicht

so bequem, nicht so ausschließlich den niedern Genüß ergeben; aber auch sie werden bedeutend an voller Ausbeute gehindert durch die Rücksichten, die ihr Stand mit sich bringt. Es ist nicht convenable Nachts zur Carnevalszeit in die kleinen Trattorien Roms zu gehen, über die Scherze der Masken zu lachen, auf der Straße stehen zu bleiben, wenn sie ihre graziösen Tänze beginnen. In Hydepark der natürlichen und manchmal ergreifenden Beredsamkeit eines „erweckten“ Schustergesellen zuzuhören paßt für einen Gentleman ebensowenig, als oben auf dem Omnibus nach den Surrey-gardens fahren, um Spurgeon zu hören und unterwegs sich mit dem Mulatten zu unterhalten, der erzählt, daß er eigens von Havannah gekommen, um diesen Prediger par excellence — **the preacher**, wie er sagt, — kennen zu lernen. An der Seite jenes beturbanten persischen Priesters, mit dem wunderschönen Kopfe, durch die Straßen Roms gehen würde ganz sicher im nächsten Salon eine Interpellation von Miß S. veranlassen, und so läßt man es bleiben.

Diese Herrschaften, obwohl von Candidaten der modernen Philologie weit verschieden, sind doch den Genußmenschen weit voraus und reisen nicht ohne Nutzen. Auch wenn man nicht zur Carnevalszeit in den kleinen Trattorien Roms war — Forum und Vatican sieht Keiner vergebens. Auch wenn man nicht die berühmte lingua toscana aus dem Munde der Maler hörte — im Palast Pitti und in den Uffizien ist Keiner umsonst. Auch der, dem nicht gestattet ist, dem Unteroffizier zuzuhören, der, seine Geliebte am Arm, ein Wandgemälde von Horace Vernet erklärt, das eine von ihm durchgemachte Schlacht in Afrika darstellt, — er wird die Gallerie von Versailles nicht ohne tiefen Eindruck durchwandern.

Viel glücklicher aber sind die Chancen und viel weniger id der Hindernisse, die sich dem Candidaten der modernen Philologie in dieser Hinsicht bieten. Ist hie und da n Opfer irgend einer Art, sei es an Genüssen *) oder n Bequemlichkeit zu bringen, ein anstrengender Marsch i machen — (um dieser oder jener instructiven Scene zuzuwohnen — — so weiß er daß dies die Furchen der Seele für neue Eindrücke nur um so empfänglicher macht. Ruft ihm die etwas schmalere Kost in der Rue de l'Arbre sec mit etwas Sehnsucht den Mittagstisch der Mutter zurück — die deutschen Hochschulen haben ihn von der Auslosigkeit dieser Sehnsucht überzeugt, und er wird in keiner Weise seiner Mißstimmung einen Ausdruck geben, wodurch er seiner Umgebung unangenehm werden könnte.

Und was dann seinen Schicksals- und Anstands-katechismus betrifft, so ist dieser ihm außerordentlich günstig. Für ihn ist gar kein Grund, allen jenen Dingen aus dem Wege zu gehen, auf die der Reiche und

*) Unter diesen Opfern ist jedoch eines derart, daß wir nicht unterlassen können darauf aufmerksam zu machen: das Opfer des Biers und Tabacks. Wer gedächte nicht mit Begeisterung der Stunden, die er beim Bier in engen dumpfen Tabackslöchern verbracht, und die dennoch, trotz aller Zügellosigkeit, auch jene herrlichen Eigenschaften deutschen Gemüthes und deutschen Wesens offenbarten, aus denen vielleicht die herrlichsten Erzeugnisse deutscher Dichtung und deutscher Geschichte gewachsen sind? Und dennoch, — will Jemand in Frankreich, aber namentlich in der guten genfer Gesellschaft reussiren, will er in England sich eine gute Aufnahme erleichtern, so entsage er für die Zeit dem Bier und dem Taback. Es bedarf dort nur eines kurzen Aufenthalts um zu wissen, wie verächtlich man in Genf von dem Genuße des Bieres, wie verächtlich man in England vom Tabackrauchen spricht. Das Rauchen hat in England in den letzten Jahren zugenommen, in größern Hôtels und in vielen Privathäusern hat man eigene Zimmer zum Rauchen eingerichtet; aber — — Quod licet Jovi non licet bovi.

Vornehme Rücksicht nehmen muß. Seinen Racine in d. Tasche wartet er ruhig eine Stunde länger vor der Eröffnung des théâtre français, um an der Barrière die Blumenmänner und ihre famose Industrie kennen zu lernen. Ohne Besinnen betritt er jenen Saal, der am Sonntags Morgen den Mormonen zur Kinderlehre und des Nachmittags zum Cultus dient. Ihn hindert es nicht, wenn die tanzenden Paare auf dem Anschlagzettel vor diesem Saale wie die Einrichtung in demselben bekundet, daß er an den Abenden der Wochentage dem Dienst Terpsichorens gewidmet ist *).

An den Tagen vor dem 11. November ist er in Genf gewiß auf den Beinen, geht nach Carouge zc. und sieht sich, ohne wie Théroigne de Méricourt „parfum pour neutraliser l'odeur du peuple“ mitzunehmen, das Treiben des Volkes an. „The rabblement hoot and clap their choppy hands, throw up their sweaty night-caps and utter a deal of stinking breath — wie Casca sich äußert. Das stört ihn jedoch nicht. Kurz er kann und wird manchen köstlichen Edelstein einsammeln, wo Andere zu Hause sind oder durch Schickslichkeitsrücksichten fern gehalten werden.

Indeß, wie lehrreich auch diese Beobachtungen seien, — das Wesentliche seiner Ausbildung muß er wo anders suchen. Das findet er in jenen eingehenden Gesprächen in Familien, im innigeren Verkehr mit Gebildeten aller Art. Ehe wir jedoch diesen betrachten, sei es erlaubt, noch einiges Hierhergehörige mitzutheilen.

*) Der Verfasser hat diese Leute in London besucht. Der Vorsteher forderte nach einer geistlichen Rede die Leute „und ihre Freunde“ zu einem Ausfluge nach Hampton-Court auf. Hier gehört es zu den wenigen Fällen, wo der Verfasser aus Rücksicht auf seine Freunde und deren Ansichten über respectability unterlassen mußte sich dem Zuge anzuschließen.

Dem Verfasser war zu seiner Ausbildung im Französischen zunächst reichlich ein Jahr bewilligt. Ein alter gewiegter Hofmann hatte ihm empfohlen dies so einzutheilen, daß zehn Monate dieser Zeit in **Genf** und drei in **Paris** verbracht würden; — er hat nie bereut diese Empfehlung beachtet zu haben.

Der um das Französische hochverdiente Ploetz nennt für solche Ausbildung namentlich Nantes und Dijon; andere zuverlässige Freunde rühmen Avignon, Orléans und Blois. Möchten auch diese Städte eine eingehende öffentliche Besprechung erfahren, wie Genf sie hier erfahren soll!

Die Stadt hat den Verfasser fast ein Jahr gastlich beherbergt; er hat dort warme Freunde zurückgelassen und hat gerade in allernuester Zeit wieder ein neues Zeichen großen Vertrauens von dorthier empfangen, das ihn vielleicht nicht ganz unbefangen urtheilen, das ihn vielleicht Manches freundlicher und günstiger ansehen läßt, als Andere es thun. Mögen Andere also seine Auffassung ergänzen!

Es giebt viele größere französische Städte, die ein ausgebildetes öffentliches Leben, öffentliche Gerichtsitzungen, öffentliche Vorträge (Vorlesungen), Predigten u. bieten. Die darin enthaltenen Bildungselemente würden dem Fremden ohne Mühe von seiner Seite entgegen gebracht. Genf hat dies Alles ebenfalls. Wir verweilen jedoch nicht dabei, weil es nichts Unterscheidendes ist. Möge das, was Genf charakterisirt eingeleitet werden durch Worte eines Freundes, die der Verfasser von ihm gesprächsweise an einem der ersten Abende seines Aufenthaltes dort hörte und die den Weg in sein Tagebuch fanden.

„Ce qui, à mon sens, sagte er, rend l'instruction plus facile pour la langue française à G. c'est le centre intel-

lectuel dans lequel on vit; tout le monde s'occupe plus ou moins directement de philologie, tout le monde apprend le français par principe. En France le langage est si facile, si gracieux, si peu dû à l'étude, nous ne pouvons à Genève le parler correctement qu'avec de l'étude et de la peine. Il en résulte que nous savons généralement mieux notre langue que les Français, quoique ceux-ci ne s'en doutent guère. Il suit de là que pour l'enseigner on est obligé de *savoir bien*, car on est difficile et dans les pensions en particulier la langue est mieux enseignée qu'ailleurs parce qu'on n'y accueille comme maîtres que ceux qui sont connus comme entendus. En outre, si nous avons le défaut de la sécheresse, nous avons la qualité de ce défaut, savoir la précision, la concision, la netteté. Le Genevois va au but sans trop regarder à gauche et à droite comme le Français." Nachher kam man noch einmal auf das Capitel in einer andern Form zurück. „Ne croyez-vous pas, hieß es: „à l'influence de l'hérédité pour les peuples comme pour les individus? Eh bien! Depuis longtemps Genève s'occupe d'éducation, chaque génération élevée au milieu de cet esprit pédagogique y ajoute sa part et de génération en génération le patrimoine pédagogique s'accroît et enrichit les nouvelles. C'est à mon avis ce principe d'hérédité qui peut remonter le courage relativement à ces populations de noirs ou de serfs — — le *crescit eundo* fera son oeuvre et ces populations &c.

Diesem Urtheil eines Genfers über seine Vaterstadt fügen wir das eines Andern über den Accent und zwar eines ungewöhnlich kompetenten Beurtheilers hinzu. Professor Albert Richard sagt in seinem kleinen „Manuel de

Prononciation,“ das vor circa 25 Jahren erschien: Pour quiconque a pu comparer l'élocution légère, vive, gracieuse, rythmique du monde lettré de Paris avec la traînante lourde, nasillarde, monotone prononciation de nos Suisses de langue française (*sauf les exceptions qui sont déjà nombreuses*) &c. Was hier als Beginn einer Besserung bezeichnet ist („exceptions qui sont *déjà nombreuses*“) dürfte sich im Laufe einer Generation wesentlich geändert haben. In der vor wenig Jahren erschienenen zweiten Auflage seines Buchs sieht sich Herr R. nicht mehr veranlaßt die Klage zu wiederholen. Weit aus der größte Theil der jetzigen genfer Bürger dürfte einen bedeutenden Theil seiner Erziehung in Paris empfangen haben und häufig hat der Verfasser Gelegenheit gehabt zu erfahren, daß Franzosen, die den Accent der übrigen Schweizer für nicht ebenbürtig erklären, dem genfer volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. —

Wenn in dem angeführten Gespräch Genf ein centre intellectuel genannt wurde, so hatte das gewiß seine Richtigkeit und keine Stadt der französischen Schweiz wird ihm dies Prädikat streitig machen. Gelehrte Bestrebungen finden hier sehr viel Anerkennung und werden also auch sehr rührig betrieben. Von den acht außer Frankreich lebenden Mitgliedern der französischen Academie sollen allein in Genf vier wohnen. A-t-il publié ist eine der ersten Fragen in den Salons der Aristokratie, wenn von einer unbekannten Person die Rede ist, und diese Schätzung literarischer Thätigkeit zeigt sich als Schätzung der Bildung selbst in den untersten Volksschichten. Aus Frankreich und Italien eingewanderte Aerzte, Theologen, Advokaten, Professoren sagen von der niedrigen Volksklasse in Genf, sie sei „instruite, comme les messieurs chez nous.“ Der Verfasser hat

mehrfach Gelegenheit gehabt, Damen aus dem guten Mittelestande sowohl, als aus den höheren Ständen in kleine Kreisen vorlesen und das Vorgelesene commentiren zu hören jedes Mal hat ihn die Belesenheit derselben in Erstaunen gesetzt *). Wo also auch der Candidat der modernen Philologie mit Einwohnern Genfs zusammentreffe, immer wird er mehr als vielfach anderswo Aussicht haben, correcten Ausdruck, gebildete Sprache und umsichtiges Urtheil zu hören.

Die Société de Lecture ist ein Institut in Genf, das in Betreff des Reichthums an Zeitschriften und Journalen, die es bietet, und der liberalen Grundsätze, nach denen es eingerichtet ist, seines Gleichen in Europa sucht. Im Jahr 1850 und 1851 erhielten Fremde ohne große Mühe auch die Erlaubniß sich in der etwa 60,000 Bände haltenden Bibliothek der Gesellschaft nach Belieben aufzuhalten; eine Erlaubniß, die nachher wegen Mißbrauchs zurückgenommen, und dann aufs Neue wieder erteilt worden sein soll. Von Morgens 9 bis Abends 10 1/2 Uhr standen die geräumigen Säle dieser Gesellschaft offen, und ein Fremder konnte 13 Monate die Wohlthaten derselben ohne Beitrag als Gast genießen.

Die genfer Academie ist jetzt nach andern Grundsätzen eingerichtet, als früher, wo die Lehrstühle kein Gehalt einbrachten und also Ehrenstellen waren. Sicher ist, daß sie auch in ihrer jetzigen Einrichtung eine höchst angesehene

*) Vor einigen Jahren noch verbrachte der Verfasser seine Sommerferien in den Hochalpen in einem Dorfe Namens Villars (um es zu erreichen verläßt man die Eisenbahnstation Vigle ober St. Triphon, nahe bei Ville-Neuve). Hier traf er eine fast ganz französische Colonie, namentlich Genfer. Häufiger wurde hier von den Damen für Jeden, der es hören wollte, vorgelesen und der Verfasser hatte Gelegenheit bestätigt zu finden, was er bereits 14 Jahre früher in Genf selbst bemerkt hatte.

Stellung sowohl in Genf, wie in der ganzen Schweiz einnimmt. Ein Schüler der Pictet de la Rive, der Cherbuliez, der de Candolle, der Amiel und Richard zu sein dürfte in der Schweiz dasselbe bedeuten, was es in Deutschland heißt die Hermann, die Neander, Vangerow oder Gneist gehört zu haben. So sehr es nun für einen Candidaten der modernen Philologie gerathen sein würde einzelne Collegien zu hören, so vortheilhaft es für seine Zukunft wäre, sich in einigen Fächern dort einem französischen Examen zu unterziehen *) — für seine innere Ausbildung ist sicher eben so hoch anzuschlagen, was er in seinem Umgange mit den Studenten lernen kann.

Sie schieden sich damals in zwei Gruppen, die Externen und die gebornen Genfer.

Fleiß, Strebbarkeit, Ehrgeiz, braver Sinn, sparsame Klugheit, trockene Berechnung — das sind die Haupteigenschaften des genfer Studenten. Der Deutsche wird bei ihm statt seiner eignen überströmenden Herzlichkeit, seiner warmen idealen Erregtheit etwas prosaische Reserve, etwas gemessene Bedächtigkeit finden. Der Candidat der modernen Philologie bezahlt ihn, indem er bei ihm Stunden nimmt; inniger Verkehr ist schwer mit ihm zu gewinnen. Kommt

*) Die Examina werden am Ende jedes Jahres gehalten und jeder Student, der sein „seconde année“ oder „troisième année“ beginnen will, muß sich denselben unterwerfen. Von allen Studenten des Jahres 1850/51 fielen, wenn der Verfasser sich recht erinnert, nur zwei durch. Einige Zeit vor dem Examen werden die Vorlesungen wegen der Vorbereitungen geschlossen. Eine vom Staate ernannte Commission ist gegenwärtig. In einer Urne befinden sich auf einzelnen zusammengefalteten Stückchen Papier die vom betreffenden Professor aufgestellten Fragen. Jeder Examinand kann drei Fragen ziehen und muß eine eingehend beantworten. Außerdem werden ihm mündlich einige Fragen vorgelegt und nach Ausfall der Antworten das Prädikat auf der Stelle bestimmt.

man ihm näher, so ist namentlich sein politisches Leben hochinteressant; doch davon darf hier nicht weiter gesprochen werden.

Der französische Student ist ganz anderer Art. Harmloser, unschuldiger Lebensgenuß, immer heiterer Sinn, gutmüthige Kritiklosigkeit charakterisiren ihn. Einen Ballast von gelehrten Kenntnissen bewundert er allenfalls, schätzt ihn aber in der Regel nicht hoch genug um ihn sich anzueignen. Er ist jedoch nicht ohne Interesse; sehr praktisch, sehr sparsam, sehr leicht zugänglich, liebenswürdig und gefällig. Da auch er nicht in seiner Heimath, also in ähnlicher Lage wie der Candidat der modernen Philologie ist, da er zudem in der Regel, nicht große Mittel hat, so muß er der Aufmerksamkeit desselben besonders empfohlen werden. Damals hatten sie sich in verschiedenen ihren Geldverhältnissen entsprechenden Pensionen untergebracht. Wenige unter ihnen bezahlten damals mehr als 60—70 Fr. monatlich, ein Preis, der gewiß auch dem Candidaten der modernen Philologie nicht zu hoch ist. Könnte dieser sich an ihre allerdings etwas ärmliche Küche *), an ihr ärmliches Meublement, an ein Zusammenleben mit Mehreren auf einer Stube gewöhnen — Opfer, die u. G. gegen den zu erreichenden Gewinn unbedeutend sind — so dürfte ein Aufenthalt in solchen Pensionen ihm in hohem Maße förderlich sein.

Aus dem Verkehr mit ihnen könnte der Verfasser sehr viel berichten; er hebt nur eins hervor, was von Leuten aus dem Theile Frankreichs, der die größten Redner geliefert, interessiren dürfte: die eigenthümliche Weise, in der sie sich in der Sprache ausbildeten. Die Grammatik ihrer Sprache kannten sie wenig; ein

*) „Nous ne voulons pas cela au beurre, nous le voulons à l'huile“
hörte der Verfasser einst einen solchen Studenten sehr energisch sagen.

gut geschulter Realsecundaner hätte sie geschlagen. Auch merkte man kaum, daß sie gewohnt waren geistige Produkte in ihrer Gesamtheit aufzufassen und auf sich wirken zu lassen; um so mehr aber wirkten einzelne glücklich gewählte Worte und Wendungen. „Ouvrons cette idée,“ sagt einmal Maffillon, nachdem er in einer Predigt sein Thema ausgesprochen; „il n'est donné à personne d'amuser impunément le public pendant vingt ans de suite,“ sagt Billemain, indem er Scribe begrüßt, der die Strafe der Erhebung auf den Sitz der Akademiker erduldet. Solche Wendungen wirkten sichtlich electrisch, ja wurden von Einzelnen notirt. Aehnlich diese und jene Ausdrücke in den Reden der Kammer, in der damals Dupin, Victor Hugo, Leon Faucher und Montalembert die Wortführer waren. Einen Vers, wie den von A. Chénier

S'il est de jours amers, il en est de si doux
 konnten sie mit sichtlichem Wohlbehagen am Klange mehrmals wiederholen. Unterricht in der Aussprache nahmen Alle. Es war, als wäre ihr Sinn immer darauf gerichtet gewesen, selbst ihre Gedanken niedlich und hübsch vorzutragen und dies auch von Andern entgegen zu nehmen. Serait-ce demander trop de votre bonté si je vous priais de &c. war die Einleitungsformel auch für Bitten um geringere Gefälligkeiten. J'ai bien mis votre patience à l'épreuve war die Entschuldigung dessen, der fünf Minuten zu spät kam. Wo wohnen Sie? Beim Bäcker Doux. Und ein „Vous n'avez qu' à vous rappeler vos qualités pour ne pas vous tromper“ wird selbstverständlich der Einleitung zum Besuche hinzugefügt.

Schließlich noch die Bemerkung, daß der ganze Lebenszuschnitt selbst der Mittellasse in Genf, wie überall in der Schweiz, theurer ist als in Frankreich. Man findet vielfach

daß Frauen des Mittelstandes, Frauen von Geistlichen, Aerzten, Advocaten, Fabrikanten u. eine Stellung zu ihrem Haushalt einnehmen, wie englische Frauen, das heißt, sich wenig darum bekümmern. Zu den Bedürfnissen dieser Classe gehört es, im Sommer während der Zeit der größten Hitze in den Hochalpen, oder sonst irgendwo in den Bergen zu sein. Daraus folgt, daß an den Candidaten, der sich in solche Häuser einführen will, Ansprüche gemacht werden, die größer sind, als anderswo.

Zuverlässige Freunde (Franzosen) haben dem Verfasser mitgetheilt, daß es dagegen im Norden Frankreichs Städte giebt, in denen Familien mit 2500 Fr. sehr gut leben.

Außerdem ist der Candidat der modernen Philologie in Genf in größerer Gefahr unter Deutsche zu gerathen, als in jenen andern Städten Frankreichs. Er sollte sich zur Regel nehmen, seine Landsleute in der Fremde ganz zu meiden; er dürfte schwer eine Grenze finden, wenn er es sich einmal erlaubt. Der Verfasser hatte sich diese Regel genommen; in Rom ist er zum ersten Male wesentlich davon abgewichen und hat im Hause des Prof. H. dankbar empfunden, was es heißt, in der Fremde deutsches Wesen, deutsches Herz, deutsche Tiefe und deutsche Gastlichkeit am deutschen Heerde zu finden. So warm er dies im Gedächtniß bewahren wird, so sehr muß er den Candidaten der modernen Philologie davor warnen. Jeder deutsche Ton macht sein Ohr stumpfer und verwischt die Bahnen, die seine Sprachorgane sich neu bilden.

Und hiermit wären wir auf ein Gebiet hinüber geführt, auf dem wir noch einen Augenblick verweilen müssen.

Wir können nicht die allgemeine Charakteristik Genfs verlassen, ohne noch seiner Hülfsmittel für zwei Richtungen der Ausbildung zu gedenken, die beide für den

Candidaten der modernen Philologie von der höchsten Wichtigkeit sind, und für welche beide Genf Repräsentanten von besonderer Tüchtigkeit aufzuweisen hat. Es ist die Ausbildung in der Aussprache und im Vortrage, die der Universitätsprofessor Albert Richard leitet, und die Ausbildung im Stil, für die es hier mehrere tüchtige Männer giebt. Beginnen wir mit der ersten und holen wir etwas weiter aus, da die Ansichten über den Gegenstand etwas auseinander gehen.

Herr Professor Bloch möge die Bemerkungen einleiten. Er sagt in seinem Syllabaire S. 31:

Allein man muß auch nicht ohne Weiteres jeden geborenen Franzosen für ein Orakel ansehen, weder in der Aussprache, noch in Bezug auf sprachgemäßen und eleganten Ausdruck, sondern bedenken, daß es in Frankreich eben so wie in Deutschland viele Leute giebt, die schlecht und falsch nicht nur aussprechen, sondern auch überhaupt sprechen.

Bekanntlich sind es nicht immer die größten Sprachkenner, die fähigsten Köpfe, die Leute aus den gebildetsten Kreisen, welche ihr Vaterland verlassen, um den Fremden den Gefallen zu erzeigen, sie in ihrer Muttersprache zu unterrichten.

Also ehe man sich durch die Firma „geborener Franzose“ imponiren und in Ansichten über die Aussprache irre machen läßt, welche sich auf orthoepische Werke französischer Verfasser und Jahre lange Erfahrung stützen, sehe man sich seine Leute an und mache sich klar, wen man vor sich hat.

Tragt man über einen Fall der Aussprache einen gebildeten Franzosen, welcher nicht Lehrer ist, so beachte man noch andere Umstände. Fragen über die Aussprache über welche er nie nachgedacht hat, über welche er nicht nachzudenken braucht, da er reden kann wie ihm der Schnabel gewachsen ist, sind dem Franzosen häufig ganz unverständlich. Er giebt oft die erste beste Antwort, um nur los zu kommen, oder greift bona fide fehl. Es giebt so viel provinzielle, individuelle und durch den Affect bestimmte Verschiedenheiten der Aussprache, daß man sich wohl hüten muß, sich sofort in Folge eines Dictums oder einer oft zufälligen Aussprache dieses oder jenes Wortes eine neue Regel zu machen.

Als die beste Aussprache wird in der Regel die der Einwohner der ganzen Poire-Gegend, namentlich also die von Orléans, Blois (der Anspruch dieser Stadt auf eine specielle Superfeinheit der Aussprache ist, wie Schreiber dieses versichern kann, lächerlich), Tours, Angers u. s. w., angegeben. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die Aussprache der

gebildeten Pariser Gesellschaft mindestens eben so mustergültig ist, während den niedern Volksklassen in Paris allerdings einige, aber auch nicht sehr auffällige Eigenthümlichkeiten anhaften.

Im Englischen sind nicht bloß unter Schotten, Ir-
ländern, Amerikanern und Engländern weit gehende Ver-
schiedenheiten, sondern diese letzteren gehen wieder nach
counties weit aus einander und sie sind so groß, daß selbst
das Ohr eines Fremden sie sehr wohl unterscheiden kann.
Maßgebend ist auch hier die gute Londoner Ge-
sellschaft (an erster Stelle vielleicht die vielbekannten upper
ten thousand).

Im Italienischen ist das Römische bestimmend.
Lingua toscana in bocca romana ist das alte Wort. (Die
Toskaner sollen die Gebildetsten unter den Italienern sein;
ihre Ausdrucksweise gilt für vielfach den klassischen Dichtern
entnommen).

Das Geheimniß einer guten Aussprache liegt nun in
den Vocalen. Wenn die in der pommerischen Directoren-
Conferenz Archiv Bd. VII. S. 205 der „getrübten Aus-
sprache“ der Sachsen gedacht wird, so ist das gewiß be-
rechtigt, da diese in ihren Consonanten zu sehr abweichen,
als daß es nicht bemerkt werden sollte; doch darin liegt
für den Norddeutschen weniger Gefahr. Auch alle jene
Kleinigkeiten im Detail, über die man Deutsche oft stun-
denlang streiten hört, sind minder wichtig. Ob man z. B.
in Guizot das u, in Rouher das r, in Thiers, *moeurs*
und *plus* das s hören läßt, ob Jemand *deaf*, *leisure* und
legend nach englischer oder amerikanischer Weise ausspricht,
ob Jemand ein gutes *th* hat oder nicht, das Alles ist ge-
wiß nicht einerlei. Aber ob Jemand die Unterschiede der
Vocale in *peu* und *peur*, in *eau* und *Rome* hört; ob er die
Vocale in *hour*, *know*, *gate*, *very* nachahmen kann (Laute,

die im Deutschen gar nicht vorhanden sind), ob er wunder und wunder und alle ähnlichen Wörter dieser Art in seiner Aussprache unterscheidet, das ist doch von noch größerer Bedeutung. Als Knaben lernten wir, *o* im Englischen sei ein Laut zwischen *a* und *o*, *ä* sei ein Laut gleich dem italienischen *a*, ungefähr *ä* aber auch nicht ganz *ä*. Das Factum ist, daß diese Laute im Deutschen gar nicht vorhanden sind und es kommt also darauf an, daß die Organe sich an die Bildung derselben erst ganz und gar neu gewöhnen und richtig gewöhnen, denn diese Vocale sind es, die der Aussprache die richtige Farbe geben. Was es damit auf sich hat, dürfte ein Deutscher am ersten bemerken, wenn er Engländer deutsch oder französisch sprechen hört. Von zwölf den besten Familien angehörenden englischen Knaben, denen der Verfasser einst „um es einmal zu probiren,“ französische Lese- und Schreibstunde gab, waren nicht drei im Stande, die *e* in *véneré* auszusprechen und auch in einer Stunde nicht dahin zu bringen. Sie mischten immer einen „i“ Laut hinein. Aehnlich dürfte ein Engländer schwerlich das deutsche „o“ rein sprechen, sondern immer einen u-Laut hineinbringen. Der Verfasser hat Hunderte von Engländern Französisch sprechen hören, nur drei unter ihnen (und darunter zwei in Paris erzogene Damen) hatten einen nur halbwegs erträglichen Accent. Einem Amerikaner war, so viel Mühe man sich auch gab, in einer Stunde nicht begreiflich zu machen, daß *au-dessus* und *au-dessous* zwei verschiedene Wörter sind.

Ehe nun das Ohr dahin kommt, diese verschiedenen Vocale rein zu hören, ehe der Mund dahin kommt, sie richtig nachzusprechen, müssen sich ganz neue Auffassungs- und Tonbildungsfähigkeiten erzeugen. Die nicht geübte Zunge eines Landmanns kann nicht gewisse Fein-

heiten des Weins schmecken, die der Weinkenner sogleich bemerkt; ein Theologe kann nicht wie die Pugmacherin gewisse Feinheiten der Toilette sehen, eben so wenig wie ein Jurist nicht gleich dem Mineralogen gewisse Details an einem Stein, ein Philologe nicht gleich dem Mediciner gewisse Symptome an einem Kranken erkennt; ein Ackerknecht kann nicht die durch die Begleitung verdeckte Melodie einer Fuge hören. In ähnlicher Lage nun, wie der Landmann, der Jurist, der Philologe, der Theologe, der Ackerknecht ist der Candidat der modernen Philologie mit seinem Ohr und seinen Sprachorganen. Für die Sprachorgane müssen sich so zu sagen ganz neue Bahnschienen im Munde bilden; ein Proceß der fast an Leierkastenmänner erinnert, die durch einen Druck ihre Walze in ganz neue Bahnen bringen, so daß sie nun aus anderer Tonart und ganz andere Melodien spielt.

In Betreff des Ohrs giebt es wieder ganz verschiedene Richtungen der Ausbildung. Der Verfasser ist mit einem Gelehrten befreundet, den er bisweilen traf, wie er mit wahrer Wollust Verse des Aeschylus und Aristophanes scandirte, um sie mit gleich inniger Freude einem kleinen Kreise von „Griechen“ vorzutragen, der aber bei so fein ausgebildetem Gefühl für Rhythmus nie einen Choral oder ein Lied hatte singen lernen. Es giebt Künstler — Musiker — die vielleicht als die personificirte Musik bekannt sind, Andere, die als Künstler ersten Ranges in den bedeutendsten europäischen Städten Lorbeeren errungen haben, die beide ihren Schülern mit unglaublicher Zartheit und Feinheit musikalische Figuren und Passagen zur Auffassung zu bringen wissen, die aber für die Laute einer fremden Sprache Beide kein Ohr haben. Also, diese verschiedenen Fähigkeiten des Ohres, die die Sprache kaum

genau unterscheidet, müssen einzeln gebildet werden, und es ist nicht unmöglich, daß die eine ohne die andere im Menschen existirt.

Auch in dem Lehrer muß selbstverständlich eine eigene Befähigung da sein, um diese Ausbildung des Ohres zu unternehmen. Daß der Schüler dies oder jenes verkehrt mache, hören sie wohl Alle, aber neun Zehntel von ihnen lassen die Sache mit jenen kleinen, so gut wie nichts nutzenden Feilereien bewenden. Da wird ein Wort vorgesprochen, und einmal wieder nachgesprochen und es bleibt, wie es gewesen ist. Der Verfasser hat unzählig viel Lehrer in fremden Sprachen gehabt. Mit dem Ersten und Zweiten hat er schwierige Schriftsteller gelesen; bei dem Dritten und Vierten hat er schriftlich gearbeitet; mit dem Fünften und Sechsten hat er sich unterhalten und sich theilweis die Verhältnisse des Landes auseinander setzen lassen. In Betreff der Aussprache aber verdankt er nur Dreien unter ihnen etwas, diesen aber auch sehr viel. Sie wußten die Sache gründlich und radical anzufassen. Das war ein Brechen und Biegen der Sprachorgane, ein Vorsprechen und Nachsprechen, ein Wieder-Vorsprechen und Wieder-Nachsprechen, ein Nochwieder-Vorsprechen und Nochwieder-Nachsprechen, daß es zum Ziele führen mußte. Mögen die Adressen dieser Lehrer hier stehen:

Signor Paolo Briganti in Florenz, Casa Buonarrotti,
Via Ghibellini *).

Professor Cyprian Wilcox, jetzt am Yale College
Missouri U. St.

Monsieur le Professeur Albert Richard in Genf.

*) Natürlich hat die Florentiner Aussprache nachher in Rom noch Modificationen erfahren müssen.

Jeder dieser Herren hatte wieder seine besondere Eigenthümlichkeit in Betreff der Methode *).

Indeß, da es unmöglich ist, durch das Auge aufzufassen, was das Ohr lernen muß, so begnügen wir uns damit, für das Französische die Aufmerksamkeit im Allgemeinen auf Herrn Richard gelenkt zu haben und einige seiner Grundprincipien hierher zu setzen.

1°. J'ai pris dans les grammairiens les règles qui m'ont paru d'accord avec les faits, c'est à dire avec la prononciation adoptée généralement à Paris par la société élégante, autorité compétente et peut-être unique dans la matière.

2°. J'ai modifié ou complété les règles existantes qui m'ont paru incomplètes.

3°. Quand les faits réclamaient des règles, et que ces règles ne se trouvaient pas ailleurs ou m'étaient inconnues, je les ai moi-même établies à mes risques et périls.

4°. Quand les faits se contredisaient, c'est à dire quand différentes manières de prononcer s'appuyaient sur des autorités respectables, je me suis décidé d'après l'étymologie, l'analogie et l'euphonie.

Was speciell den Vortrag und die Stimmfarbe dabei anbelangt, so läßt sich darauf Bezügliches noch weniger schriftlich darstellen. Daß der englische sowohl wie der französische

*) So las z. B. der Verfasser mit Herrn W. die ersten dreißig Verse von Thomas Moores' „Peri and Paradise“ und brachte dabei mindestens zehn Stunden zu, obwohl er schon vorher viel Unterricht von Engländern genossen hatte. — Beim Milton war dafür nachher gar kein Aufenthalt. Ähnlich ging es mit André Chénier's „Jeune Malade“ bei Herrn Prof. Richard.

Vortrag etwas Eigenthümliches haben und zwar beide unter sich wieder verschieden; daß verschiedene Seelenstimmungen (Zorn, Mitleid, Flehen zc.) sich andere Canäle in Betreff des Ausdrucks durch den Ton gebildet, als unter den Deutschen; daß die Hervorhebung der Hauptbegriffe im Satze und der Hauptsilbe im Worte im Französischen das geben würde, was die Franzosen *hauché* nennen; daß eigene Uebungen dazu gehören, um auch auf diesem Gebiete etwas zu leisten, dürfte allgemein bekannt sein. Wie aber diese Uebungen einzurichten, das ist wiederum Sache des künftigen Lehrers, und es muß hier genügen, den Candidaten der modernen Philologie in Herrn Richard einen solchen fürs Französische bezeichnet zu haben.

Nicht minder wesentlich wie die Uebungen in der Aussprache sind die Uebungen im Stil.

Es dürfte allgemein auch in Deutschland gelten, daß die Franzosen auf ihren Stil mehr Sorgfalt verwenden und in der Schönheit und Klarheit der Darstellung mehr erreicht haben, als wir. Aber was es mit dem eigentlichen Sybaritismus eines nur an klassisches Französisch gewöhnten und nur klassisches Französisch fordernden Ohre auf sich hat, das will doch noch speciell erfahren sein. St. Beuve rühmt die niedlichen „*Nouvelles genevoises*“ und „*Voyages en ziczac*“ von Charles Töffer. Er erkennt an, daß sie das Aroma der schweizer Alpenkräuter in sich tragen; in Betreff des Stil's aber bemerkt er, daß „*le rouleau de Louis XIV. n'a fait boulingrin qu' au coeur de la Littérature*“ (Paris). Keiner macht Victor Hugo das Prädicat eines genialen Dichters streitig; aber von seinem Cromwell und Notre Dame bis zu seinen *Misérables* hat sein Stil unter den Klassikern nur Bekrittler gefunden. Haben Derartiges Franzosen selbst zu erfahren, so läßt sich den-

ten, was ein Fremder lernen muß, namentlich wenn er eine ausgeprägte Individualität hat*).

Es könnte Stoff zu einer lehrreichen psychologischen Abhandlung geben, die Arbeit dessen zu zeichnen, der damit ringt Ideen und Gedanken, die in deutschem Gemüth, auf deutschem Boden gewachsen, in ein fremdes, modernes Idiom zu übertragen **), namentlich die Arbeit solcher Uebertragung in eine alte Sprache, mit der, die zur Uebersetzung in eine moderne nöthig, zu vergleichen. Nicht minder lehrreich würde die philologische Behandlung der Frage werden können, wie weit ein Deutscher mit kräftig ausgeprägter Individualität später absichtlich und bewußt in seinem Stil die Gesetze des klassischen Katechismus übertreten darf ***). Es ist ein so gar sonderbares Ding mit dem „type consacré en France,“ mit den „saines doctrines,“ mit dem „style académique,“ mit dem „air d'étrangeté,“ mit dem „forte odeur du terroir“ („un des délits les plus graves“ nach Voltaire)! Für eingehendere Bemerkungen dieser Art jedoch ist unser Raum zu eng. Keiner aber sollte Französisch lehren, der nicht mindestens ein Jahr lang unter der Buchruthe eines solchen klassischen Akademikers gestanden hat, der selbst seine Sprache

*) Ein klassischer deutscher Philologe, der in der Heimath durch seine Kenntniß des Griechischen und durch seinen lateinischen Stil Bewunderung erregt hatte, gerieth durch die stachlichte und dornichte Seite des Französischen geradezu in Verzweiflung und wurde buchstäblich dadurch in seinem Seelenleben gestört. Aehnliches erfuhren, wenn auch in geringerem Maße, ein amerikanischer Geistlicher, ein Baseler Bankier und ein Züricher Jurist, sämmtlich durch die alten Sprachen wohlgeschult.

**) Der Verfasser hat in dem dreizehnten Programm der höheren Bürgerschule versucht einen kleinen Beitrag dazu zu liefern.

***) Pöschier hat in der Vorrede seiner Bearbeitung der Grunerschen Musterstücke Th. 3. S. VI. fgg. Andeutungen dazu gegeben.

äunblich grammatisch, literarisch und historisch kennt, und
Hrtalemente genug besitzt, um das seines Schülers zu
(den *).

* * *

Wir brechen ab und versparen eine eingehende Mit-
theilung der specielleren Erfahrungen, die ein interessanter
Familienverkehr in Genf, die ein wiederholter Aufenthalt
in Paris und England mit sich führte, auf eine andere
Zeit.

Eine Fülle von Erinnerungen drängten sich dem Ver-
fasser ins Gedächtniß. Hat er nicht zu viel und nicht zu
wenig ausgewählt? Hat er namentlich von jenen unbedeu-
tenderen persönlichen Erfahrungen, die er speciell für jün-
gere Candidaten nicht gleichgültig hält, dem größern Leser-
kreise zu viel geboten? Er weiß es nicht.

Bei der großen Wichtigkeit des Gegenstandes, der sei-
nes Wissens noch keine eingehendere Besprechung erfahren
hat und über den noch eine große Unkunde zu herrschen
scheint, hat er geglaubt, seine bescheidenen Bemerkungen
auch unvollkommen dem Publikum bieten zu dürfen, und

*) Im Jahre 1850 war dafür der bekannteste Lehrer in Genf Hr.
Alexandre Bort. Kein Fürst, kein hoher Herr kam damals des
Französischen wegen dahin, der sich nicht für eine Zeitlang unter Herrn
B's. Zuchttruthe stellte. Wie man hier weiß, daß dieser und jener Advocat
gut plaidirt, so wußte man in Genf, daß Herr B. einen ungewöhn-
lich guten Stil schrieb. In Caffeehäusern, in Handschuhläden konnte
man dies erwähnen hören. Herr B. hatte das große Unglück zur
Zeit des Etschrückens in tiefe Melancholie zu verfallen, die lange seine
Thätigkeit unterbrach und ihn veranlaßte nach Paris zu wandern.
Seit einigen Jahren ist Herr B. wieder nach Genf zurückgekehrt, ist
den Ministern du St. Evangile aufs neue eingereiht und hat auch
seine unterrichtliche Thätigkeit aufs Neue begonnen,
und wir machen die Candidaten der modernen Philo-
logie dringend auch auf seinen Unterricht aufmerksam.

erlaubt sich zum Schluß die am Anfange (S. 6) ausgesprochene Bitte zu wiederholen.

Seit Jahrhunderten hat man mit Recht von Seiten der praktischen Pädagogen auf die hohe Bedeutung der geistigen Arbeit hingewiesen, die zur Aneignung fremder Sprachen erforderlich. Nicht minder groß sind die Förderungen, die der erfährt, der durch den vollen Besitz einer Sprache in den Stand gesetzt wird, die reichen Lebensmanifestationen der großen Culturvölker unmittelbar und ungetrübt auf sich einwirken zu lassen, und sie in sein Wesen aufzunehmen.

Möchten immer mehr die Vertreter der neuern Sprachen sich mehren, die beiderlei Förderungen an sich in reichem Maße erfahren und die mit demselben die nöthigen pädagogischen Talente verbinden, um sie befruchtend auf ihre Schüler zu übertragen.

Fr. Schmeding.





